

Ferien auf dem Reinartzhof

Von Dieter Fischer

Endlich einmal kein Benzingeruch, keine Geräusche, die ablenken von dem, was ich sehen und riechen möchte: Natur, Geschichte, erlebtes Leben. All dies will ich versuchen, in Worte zu fassen.



Die Beziehung zu Reinartzhof ist eine gewachsene, durch Familienbande natürlich entstandene. Reizvoll vor allen Dingen auch die Jahreszahl 1334.

Doch das Selbsterlebte, gerade aus den Kindertagen, hat sich tief und auf Dauer eingepägt. Erst einmal der lange Weg aus dem Dorf herauf über Schwerzfeld, einer

kleinen Himmelsleiter. Zu Fuß auf kurzen Kinderbeinen hieß es den Weserbach zu überqueren. Die Brücke war durch den Krieg zerstört. So hatten findige Leute zwei Tannenbäume als Steg über den Bach geschlagen. Zwei dürre Holzstangen, an den dünnen Enden zusammen gebunden, dienten als Handlauf, damit war die erste schwankende Hürde genommen. Der Schottenweg führte weiter in Tannenwald, wenn nicht gerade Stürme Bäume gefällt hatten, die wiederum den Weg versperrten, für den Fußgänger aber kein großes Hindernis waren. Nach ein paar langen Schleifen durch niederen Mischwald konnte man schon die ersten Wiesen sowie auch den Hof der Großeltern zwischen den Bäumen erkennen. Kindliche Aufregung machte sich breit, wollte ich doch vierzehn Tage Ferien dort verbringen. Noch einige hundert Meter und es war geschafft. Wie durch ein Eingangstor in einen Dom betrachte ich heute noch den Laubhochwald, der den Blick auf die Enklave Reinartzhof freigab. Bucheckern als erste Zwischenmahlzeit sagten mir: es ist geschafft. Ein Steinkreuz der Vorfahren aus dem Jahre 1918 war das nächste beeindruckende Zeugnis von Reinartzhof. Eine kleine Anlage mit einer niedrigen Buchenhecke umfriedete das Kreuz, bei der die Hecke so geschnitten war, dass sie das Kreuz selbst wie ein Chorgewölbe überdachte. Töne, die man glaubte zu hören wie einen Choral der Jahrhunderte, Aussagen der Geschichte, die nur der versteht, der sich mit einem Leben in dieser doch so lebendigen Einöde identifizieren kann.



Jahrhundertealte Buchen säumten eingangs den Weg, gleich Säulen einer Kathedrale. Eine gewisse Ehrfurcht machte sich breit. Rechts und links des Weges gemischte Hecken aus Weißdorn, Hainbuchen, Haselnuss und hier und da auch wilde Stachelbeeren, die seltsam behaart waren.

Es hat mich immer wieder dorthin gezogen bis auf den heutigen Tag, wollte ich doch diese Stille erleben, das Wild bei der Äsung beobachten und auch einmal mit dem Opa auf die Jagd gehen. Ein Erlebnis erster Güte. Morgens zwischen drei und vier Uhr aufstehen, durch den Großvater geweckt. Anziehen bei Kerzenlicht. In der Küche angekommen ein kleines Essen mit einer Tasse Milch mit Honig, alles im Halbdunkel der Petroleumlampe. Gummistiefel, ein kleiner Rucksack und warme Kleidung waren das Rüstzeug. Der Großvater nahm seinen Drilling und Patronen

sowie das Fernglas und wir gingen wortlos über die Wiesen in den Wald. Hinter den Hecken wurden vor der Pirsch Laub und trockene Äste weggeräumt, hätte doch das Knacken der Äste und auch unnötiges Rascheln uns verraten; eine Arbeit wie das Bauen und Ausbessern der Hochsitze eine Jagd erst ermöglichen. Der Eichelhäher als Polizist des Waldes verhielt sich Gott sei Dank ruhig. Vorsichtig stiegen wir den Hochsitz hinauf An allen vier Seiten war eine Luke angebracht. Der Specht als Frühaufsteher hämmerte schon. Eichhörnchen huschten wie Spione hier und da durchs Geäst. Alles irgendwie unheimlich und doch vertraut. Mit etwas Glück, den richtigen Hochsitz gewählt zu haben, bekamen wir das erste Rotwild zu Gesicht. Vorsichtig und aufmerksam betrat das Leittier die Lichtung, andere Tiere folgten. Wir selbst vermieden jedes Geräusch in dieser Spannung. Irgendetwas muss die Tiere jedoch vergrämt haben, so war die Lichtung schnell wieder leer. An diesem Morgen haben wir kein Rotwild mehr gesehen und doch war es ein Erlebnis. Auf dem gemütlichen Nachhauseweg erzählte der Großvater einige Anekdoten von der Jagd und vom Leben auf Reinartzhof. Aus alledem konnte ich entnehmen, dass der Jäger auch Heger und Pfleger sein muss. Durchgefroren kamen wir wieder nach Hause, noch rechtzeitig zu einem ausgiebigen Frühstück: belgisches rundes Weißbrot, Speck und Ei, hausgemachter Schinken, Wurst aus dem Glas und Pflaumenmarmelade. Zusammenfassend war es ein gelungener Morgen.

Draußen vor der Tür stand eine einfache Holzbank, auf der ich die ersten Gedichte schrieb, leider sind diese mir abhandengekommen.

Drei Kastanien hinter dieser Bank, für mich ein Wahrzeichen des Unterhofes, stehen heute noch 45 Jahre nach Verlassen dieser Enklave. Dass dieser kleine Ort wie zu einer Wallfahrt einmal im Jahr zu Pfingsten besucht wird, ist den Pfadfindern aus Raeren und der Forstbehörde zu verdanken.

Einen Tag nur auf diesem Gehöft, so begleitet er doch das ganze Leben.

